

Insgesamt zeigt diese Arbeit, daß die allgemeine Entwicklung in Ungarn trotz aller örtlichen Verschiedenheit im Grunde genauso vor sich ging wie in den anderen sozialistischen Staaten. Interessant für Ungarn ist, daß sich um das alte Dorf mit den wirklich in der Landwirtschaft Tätigen eine neue Schale von Menschen bildete, die nur noch Bewohner sind, deren Arbeit und Interesse aber außerhalb des Dorfes liegen. Zu diesen „Pendlern“ ist eine neue Gruppe von Leuten gekommen, die meist in der Stadt wohnen, aber im Dorf arbeiten, wie Ärzte, Buchhalter, Kaderleiter usw.

Die Arbeit ist eine Zusammenfassung der hauptsächlich in Ungarn erschienenen Literatur über das Dorf, moduliert durch eigene Erfahrungen. Sie gibt eine Einführung in die heutigen Probleme, ohne aber, angesichts der allgemeinen Lage der Bauern in den sowjetischen Satellitenstaaten, wesentliche neue Erkenntnisse zu bringen.

Andreas Bode

München

KUNST, KULTUR, WISSENSCHAFT

Kovács, Éva *Romanische Goldschmiedekunst in Ungarn*. Budapest: Corvina 1974. 64 S., 48 Abb.

Das auf den ersten Blick unbedeutende Bändchen entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als eine sorgfältige kunsthistorische Publikation. Kovács hat in dem ihr gesteckten Rahmen der von Pál Voit redigierten Reihe über Beispiele ungarischer Kunst die wichtigsten Zeugnisse romanischer Goldschmiedearbeiten in Ungarn vorgestellt, den Zeitraum von 1000—1301, dem Aussterben der Arpadendynastie, umfassend. Obwohl heute nur noch wenig Gegenstände erhalten sind, von denen die bedeutenderen sich zudem außerhalb Ungarns befinden, war das ungarische Mittelalter doch reich an wertvollen Erzeugnissen der Goldschmiedekunst. Da aus der Zeit vor der Christianisierung fast nichts erhalten blieb, gilt als ältestes bedeutendes Zeugnis heute das in München aufbewahrte Giselakreuz. Stephan I. von Ungarn, der Gemahl der bairischen Prinzessin Gisela, zog vermutlich viele deutsche Künstler und Handwerker an seinen Hof und gab damit dem Kunsthandwerk in seinem Land mächtigen Auftrieb. Hauptsächlich aber exportierte Ungarn das Rohmaterial, Gold und andere Edelmetalle, und führte Goldschmiedearbeiten aus dem deutschen Reich, Byzanz, im 13. Jh. auch aus Venedig und Limoges, ein. Die romanische Goldschmiedekunst in Ungarn ist deswegen in erster Linie importierte Kunst. Wie bei kunstgeschichtlichen Arbeiten leider üblich, kommt der historische Rahmen viel zu kurz. Die Herkunft der Schmuckstücke zum Beispiel hätte Anlaß zu einer Beleuchtung der kulturellen Beziehungen Ungarns zu Byzanz und dem Reich sein können. Stattdessen beschränkt sich die Autorin in der Hauptsache auf die Feststellung stilistischer Verwandtschaften und die Berichtigung älterer Auffassungen darüber. Einzig bei der Beschreibung der Funde im Grab Bélas III. kann der Historiker Einzelheiten über ungarische Hoheitszeichen erfahren. An den Text schließen sich 48 gut reproduzierte Photos an, die sehr genau, katalogartig, kommentiert sind.

Andreas Bode

München

Śnieżyńska-Stolot, Ewa *Queen Elizabeth as a Patron of Architecture*: in: Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae 20 (1974) S. 13—36.

Elisabeth (1302—1380), die Gemahlin Karl Roberts, Königin von Ungarn, hat sich große Verdienste erworben als Initiatorin und Förderin der Baukunst. Im gesamten Regnum Hungaricum gehen rund 30 Bauwerke kirchlicher und profaner Art (Klöster, Kirchen, Kapellen, Schlösser und sonstige Gebäude) auf ihre Initiative zurück. Der Schwerpunkt der vorliegenden Abhandlung, die einen Teil einer polnischen Habilitationsschrift darstellt, liegt auf Buda und Obuda. Die Verf. ruft diese von Elisabeth errichteten bzw. umgebauten Bauwerke, die ja die Türkenzeit nicht überstanden haben und zum größten Teil völlig zerstört worden sind, ins Gedächtnis zurück, darunter das Franziskaner-Kloster St. Klara auf der Margarethen-Insel, das Klarissinen-Kloster zu Buda, „the Queen's greatest architectural achivment“ (S. 14), sowie das ihr als Besitz übertragene und von ihr umgestaltete Schloß zu Buda. Sie behandelt Entstehungs- und Baugeschichte (Stileinflüsse) und versucht, nach dem neuesten Stand der Forschung die ursprüngliche Gestalt der Bau-Komplexe zu erschließen.

Ekkehard Völkl

Regensburg

Sz. Koroknay, Eva *Magyar reneszánsz könyvkötések. Kolostori és polgári műhelyek* [Ungarische Renaissance-Bucheinbände. Klösterliche und bürgerliche Werkstätten]. Budapest: Akadémiai Kiadó 1973. 125 S., 64 Taf. = Művészettörténeti füzetek 6.

In der deutschen Einbandforschung waren bisher nur die Wappeneinbände mit italo-arabischer Flechtwerkornamentik aus der Bibliothek des Matthias Corvinus als isolierte Erscheinung der ungarischen Einbandkunst des 15. Jhs. bekannt. Die Verf. weist anhand von 327 größtenteils erst in neuerer Zeit in ungarischen, polnischen, tschechoslowakischen, jugoslawischen, österreichischen und deutschen Bibliotheken, Archiven und Museen ermittelten Bänden ungarischer und mitteleuropäischer Provenienz das Fortwirken des Flechtwerkstils der königlichen Werkstätte in klösterlichen und bürgerlichen Buchbindereien bis 1569 nach. Einflüsse des Stils sind sogar in Krakau, Breslau und in Böhmen und Mähren feststellbar. Aufgrund von Stempelidentität und Kompositionsverwandtschaft kann ein Teil der Einbände zwanzig Werkstätten zugeschrieben werden. Einige der Werkstätten, wie etwa die der Dominikaner- und Franziskanerklöster in Buda oder der Kartause in Lövöld (bei Veszprém) können auch lokalisiert werden. Für die starke Traditionsgebundenheit der ungarischen Meister ist sowohl das relativ schwache Eindringen neuer, stilgerechter Stempel in den alten Vorrat als auch die seltene und späte Verwendung deutscher gotischer und Renaissance-Stempel charakteristisch.

Ladislav Buzás

München

Zolnay. László *Feldtrompeter und Kriegsmusiker im ungarischen Mittelalter*, in: Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae 16 (1974) 151—178.

Man kann bei der Beschäftigung mit der Historie immer wieder die verblüffende Feststellung machen, wie gerade die scheinbar nebensächlichen Details oftmals das Verständnis für eine uns längst entwachsene Epoche am schnellsten und einprägsamsten erschließen. Dies wird an vorliegender Arbeit erneut deutlich. Das Schicksal des Standes der Feldmusiker ist, wie der Verf. schreibt, „auch der getreue Spiegel unserer mittelalterlichen Geschichte“ (S. 165) und folglich nicht nur von anekdotischem Interesse.

Ausgehend von der hier erstmals aufgeworfenen Hypothese, daß die in gesonderten Dörfern angesiedelten Regös (königliche Spielleute) und Igrizen (alle übrigen Musikanten) nicht nur Funktionen innerhalb der königlichen Hofhaltung ausübten, sondern auch in den Kriegen der Arpadenzeit als Feldmusiker mit in die Schlacht zogen, werden soziale Position und Erscheinungsbild dieser Musiker anhand folgender Kapitel beleuchtet: Ungarische Trompeter im Gefolge der Herrscher, Feldmusiker auf dem Schlachtfeld (Belgrad 1456) und am Hof von Buda, Trompeter als adliger Rang, die Musiker des Marstalles, die Feldmusiker der Hocharistokratie und des Hochklerus, Trompeter in der Heerführung. Der Text ist (im Anhang) durch genealogische Tafeln ungarischer Trompeterfamilien des Mittelalters ergänzt.

Fritz Hartmannsgruber

Regensburg

Nagy, J u k u n d a *Ungarische Studenten an der Universität Marburg 1571—1914. Studien zur hessischen Stipendiatengeschichte.* Darmstadt, Marburg: Hessische Historische Kommission Darmstadt und Historische Kommission für Hessen 1974. VIII, 318 S., 4 Faltkarten = Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 27.

Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen finden sich durch die Jahrhunderte an nahezu allen europäischen Hochschulen. Seit den Tagen der Reformation holten sich Angehörige des lutherischen Bekenntnisses mit Vorliebe ihre theologische Ausbildung an deutschen Universitäten. Die Reformierten bevorzugten für ihre Pfarrer und Lehrer — neben den holländischen und schweizerischen Hochschulen — insbesondere Heidelberg und Marburg, dessen Universität Landgraf M o r i t z 1605 in eine calvinistische Hochschule umgewandelt hatte.

Die vorliegende Marburger Dissertation hat es sich zur Aufgabe gestellt, sämtliche Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen vom 16. Jh. bis zum 1. Weltkrieg an Hand der Universitätsmatrikel namentlich zu erfassen, Hintergründe des Studienaufenthaltes und der Ausbildung aufzuklären und — soweit sich hierzu Aufschlüsse aus den Universitätsakten gewinnen lassen — Fragen der Studienfinanzierung (Beihilfen, Stipendien, Freitische, Reisegelder etc.) nachzugehen. Die Verf. hat im Rahmen der beschränkten Fragestellung ohne Zweifel in der Erschließung der einschlägigen Marburger Archivalien eine solide Arbeit geleistet. Die quantitativen Ergebnisse werden in Tabellen und schematisierten Kapitelfolgen übersichtlich festgehalten. Es ist ihr insbesondere gelungen, die Vorgeschichte und die komplizierten verwaltungsrechtlichen Aspekte des ungarischen Benefiz, das sich seit dem Anfang des 18. Jhs. aus landesherrlichen Zuwendungen in Einzelfällen zu entwickeln begann, überzeugend zu erhellen (S. 83—99 und passim). Man mag es bedauern, daß sie bewußt von weitergehenden Schlußfolgerungen über die geistige Vermittlerrolle der Marburger Studierenden in ihrer Heimat abgesehen hat. Nur in we-

nigen Fällen (insgesamt 76) konnten aus der Sekundärliteratur nähere Angaben zum weiteren Werdegang der Studierenden übernommen werden. Immerhin werden für die Gruppe der reformierten Studenten über die präsentierten „Stipendiaten“ und über regionale Herkunftsbeziehungen Verbindungen zu einzelnen Schulen (Debrecen und vor allem zu Marosvásárhely) deutlicher sichtbar. Als erster Versuch einer prosopographischen Bestandsaufnahme, die in dieser Form auf andere Universitäten ausgedehnt werden müßte, kann die Aktenstudie wertvolle Dienste leisten.

Edgar Hösch

München

Katona, Imre *A Habán kerámia Magyarországon* [Die Habaner Keramik in Ungarn]. Budapest: Képzőművészeti Alap Kiadóvállalata 1974. 224 S., 154 Abb., darunter 32 Farbaufnahmen.

Der Titel dieser Neuerscheinung gibt Anlaß zu einer kulturgeschichtlichen Erklärung. Habaner-Keramik bedeutet wiedertäuferische Keramik, eine nicht nur handwerkskünstliche, sondern auch religiöse Erscheinung. Das Wort stammt von „Haushaben“, worunter man den Güterkommunismus der Sekte der Wiedertäufer versteht. Diese Sekte lebt noch immer, ihre Zahl beträgt etwa 20.000 Seelen allein in Nordamerika. Das Schimpfwort „Haban“ entstand in den habsburgischen Ländern im 17. Jh., als die Wiedertäufer unter dem Druck der gewaltsamen Katholisierung Mitglied um Mitglied aufgeben mußten. Die unbeugsamen Wiedertäufer räumten das Land, diejenigen aber, die in den „Schoß der Römischen Kirche wiederkehrten“, wurden Habaner gespottet, wahrscheinlich weil sie auch weiterhin in ihren katholischen Haushaben zusammenblieben. Im 18. Jh. versuchten die Habaner ihre eigenen Zünfte zu bilden, um unter diesem Vorwand die sektiererische Gemeinwirtschaft weiterzuführen.

Die volkstümliche Benennung „Haban“ ging allmählich auf ihre Produkte über, um im 19. Jh. schließlich auf alle wiedertäuferischen Arbeiten rückwirkend gebraucht zu werden. Dieser Anachronismus ist nicht mehr auszurotten, er hat auch zu zahllosen Verwechslungen geführt. Mit Rücksicht auf eine weitere Rückwirkung ist es notwendig, diese erste Habaner-Monographie in ungarischer Sprache hervorzuheben. Seit 1927 erschienen über wiedertäuferische Keramik zwei Bücher: Karl Layer *Oberungarische Habanerk Keramik* (Berlin 1927) und Bela Krisztinkovich *Habaner Fayencen* (Budapest 1962); beide waren in Fremdsprachen für das Ausland veröffentlicht. Kenner und Sammler mußten lange auf ein Werk in der Sprache des Landes harren. Die Erwartungen, die das ungarische Publikum an eine Habaner-Monographie knüpft, sind sehr verschieden von denjenigen des Auslands. In Ungarn kennt man Geschichte und Brauchtum der „Neu-Christen“, wie sie dort genannt werden, aus vielen Einzelschriften in Periodika; die volkstümlichen Güter der Habaner werden eifrig gesammelt. Hingegen ist die weltweite Verbreitung der Huterischen Brüder (oder Mennoniten) unbekannt und die anabaptistische Literatur nicht im Umlauf.

Im Ausland steht die Sache umgekehrt. Die Forschungsergebnisse mußten bereits in Schlagworte der vierbändigen *Mennonite Encyclopedia* (Pennsylvania 1955-59) gepreßt werden, während die archäologischen Zeugnisse des 450 jährigen Anabaptismus unbearbeitet blieben.

Katona, der Kurator der Keramikabteilung des ungarischen Museums für Angewandte Kunst, ist sichtlich bemüht seinen Lesern eine Kostprobe von der Vielfältigkeit der Habanerfrage zu bieten. In dreizehn Kapiteln verwebt er die internationale mit der einheimischen Literatur. Katona ist Spezialist des transdanubischen Gebietes, seine eigenen archivalischen Funde in diesem Landesteil sind der eigentliche Gewinn des Buches. Zwischen 1548 und 1562 sah die Gegend entlang der österreichischen Grenze Wiedertäufer in adeligen Haushalten verdingt, wie uns Katonas viele Zitate aus den Wirtschaftsbüchern der Feudalherren Nádasdy, Batthyány, Nyáry, Zrinyi usw. beweisen. Kontrakte mit wiedertäuferischen Ärzten, Zimmerleuten, Glasern, Böttchern, Zinngießern, Ofenhafnern, Mühlenbauern werden geschlossen. Besonders starke Beweise des wiedertäuferischen Handwerks bringt Katona aus der Zeit der Religionskriege. Eben weil seine Kenntnisse in der Geschichte Transdanubiens fundiert sind, sind seine stilkritischen Behauptungen meistens zutreffend. Es folgen Kapitel von dem Ursprung, Charakteristik und Perioden der Habaner Keramik, über Einflüsse von außen, von der Verzweigung der Art in der Slowakei und in Siebenbürgen, mit — leider nur in Anmerkungen verhüllten — Literaturhinweisen, Zitaten aus Archiven, Inventaren und fremden Autoren. Das letzte Kapitel („Habankerkeramiken in öffentlichen und Privatsammlungen“) ist eigentlich der Titel, den dieses Buch führen sollte. Dieses Kapitel ist hochinteressant, für den aufmerksamen Sammler ist es auch ein Stück Sozial- und Zeitgeschichte.

154 Beispiele von ungewöhnlichen Majoliken werden illustriert und beschrieben, ein wichtiger Umstand, weil von allen handwerklichen Produkten der Wiedertäufer nur die Keramik in Fülle erhalten ist und zur Entschlüsselung der sozialen Herkunft der Wiedertäufer herangezogen werden muß. Die Geschichtsschreibung vernachlässigte diese Quelle, indem bedauerlicherweise die Fäden des Wiedertäuferturns bei dem Gebiet des ungarischen Königreichs abbrachen. Mit wenig Ausnahmen stieß die Literatur, im Augenblick, wo die Ereignisse zur Grenze des geschichtlichen Ungarns führten, wie auf eine Zäsur. Stereotypisch wurde etwa geschrieben: „Nach der protestantischen Niederlage am Weißen Berge in 1622, hörte in den Ländern Österreichs das Täuferturn auf; man begegnet seine Nachkommen, die Huterischen Brüder, in der Ukraine wieder, von wo sie nach Nordamerika auswanderten, usw.“ (Nordamerika ist dann im Rahmen der mennonitischen Wanderungen reichlich beschrieben). Zwischen 1622 und der Zeit der Abwanderung von Ungarn (1768) klappte eine Lücke von etwa 150 Jahren. Dieses blühende Zeitalter der wiedertäuferischen Kunst und Schrifttum wurde höchstens in Schablonen, oder überhaupt nicht, erwähnt.

Trotzdem ist es Tatsache, daß während der etwa 350 Jahre ihrer Geschichte in Ungarn die Wiedertäufer etwa 100 Jahre als separate Sekte verbracht haben. Der sektiererische Geist sonderte sie von der Umwelt ab, ermöglichte ihnen jedoch das Überleben. In ihren güterkommunistischen „Haushaben“, in Fesseln strengster innerlicher Ordnungen, konzentrierten die Wiedertäufer ihre ganze männliche und weibliche Arbeitskraft auf Autarkie und Künste. Sie erreichten eine handwerkliche Fortschrittlichkeit, die sie zu unersetzlichen Stützen der adeligen Ökonomien machte. Ihre Utopie ist in den Augen vieler Geschichtsschreiber als Selbstzweck betrachtet, jedoch ihre Handwerkskunst führt zur Fragestellung, ob sie nicht nur ein Mittel der Selbstverteidigung in der sozio-religiösen Sackgasse war, aus der es keinen anderen Ausweg als eben eine gütergemeinschaftliche Autarkie gab.

Zum Glück der Keramik war das Gesellschaftssystem der „Neu-Christen“ in Ungarn und Mähren vorteilhaft für den technischen Fortschritt. Sie waren die ersten, die zinnglasierte keramische Gefäße, sogenannte Majoliken, herstellen konnten, zu deren Verfahren eine Bewandnis mit Alchemie, Metallurgie, Arzneikunde, Medizin und Theologie gehörte. Die Habaner Gefäße sind daher kulturhistorische Denkmäler. Als Museumsbeamten standen dem Autor die mehr als dreihundert „sicheren“ Habaner Majoliken in ungarischen öffentlichen Sammlungen zur Verfügung, die er aber beiseite ließ. Anstatt eines dringend notwendigen Gesamtverzeichnisses — das im In- und Ausland sehnlichst erwartet wird — begnügte er sich mit einer Auswahl von nur 71 Stücken aus dem eigenen und 10 aus anderen Museen des Landes. Die übrigen Majoliken wählte der Autor aus zwei bekannten Privatsammlungen aus, die seitens des ungarischen Staates inventarisiert und unter der Obhut der Besitzer belassen wurden. Die ungewöhnliche Auswahl mag der Wunsch gewesen zu sein, die derart veröffentlichten Objekte für einen Museumserwerb zu brandmarken. Gerade die Eile, mit der der Kurator von diesem Vorrecht Gebrauch machte, entblößte die Achillesferse seines Buches.

In der Hast zuvorkommen, sind überholte Theorien, und eine schier peinliche Fülle von Fehlern sowie Ungenauigkeiten in dieses wichtige Werk geraten. Ein „catalogue raisonné“ der staatlichen Sammlungen hätte diesem Buch unbedingt vorangehen müssen, was auch zu einem reiferen Text geführt hätte. Anstatt einer einfachen chronologischen Aufstellung der Habanergefäße — die den Vorteil haben, mit Jahreszahlen geschmückt zu sein —, anstatt nüchterner Fakten, werden kunterbunte historische Unterlagen für Polemik herangezogen, die einen verwirrenden Forschungsbericht aus dieser Monographie machen. Die Zeit reichte nicht aus, die fremde Literatur selber zu lesen, infolgedessen sind bibliographische Hinweise, Zitate, geographische Namen und Personen mit inkonsequenter Rechtschreibung oder gar ungeprüft von dem ungarischen Autor übernommen worden. Seine keramologische Ausführungen, die blaue Majolika betreffend, tragen zur Verwirrung bei. Die Theorie des Delfter Einflusses ist überholt, dies behauptet der Verfasser selber, trotzdem betitelt er ein Kapitel: „Die Delfter Periode“. Was die eigene geschichtliche Gedankenführung erhellt hätte, die ältesten Hafnerordnungen der Wiedertäufer von 1582, 1588 und 1594, im Ungarnjahrbuch 1971 veröffentlichte Marksteine der europäischen Keramikgeschichte, wurden übersehen! In seinen stilkritischen Behauptungen bekundet der Autor ein feines Gefühl für die einheimische Phase und das Hinterland der wiedertäuferischen Kunst, er kann aber den Einfluß der Ungarnperiode im Ausland — was zur Bereicherung der internationalen Aspekte beigetragen hätte — nicht auswerten. Die Wiedertäufer brachten ein traditionsschweres Brauchtum mit sich, das sich dem Geschmack der Besteller anpassen mußte, wie die vielen ungarischen Namen auf Habanergefäßen illustrieren: Gobkotv Ianos 1674 (S. 24); Iskhazy Horvath Miklos Sandor Susana 1678 (S. 43 a); G. Czobor Maria 1670 (S. 50); Karloci Petr 1690 (S. 60); Franciscus Bokros 1696 (S. 83); Ioannes Berzewicz Marisli Ewa 1695 (S. 118); Georgius Barla 1726 (S. 127); Ioannes Lacko 1726 (S. 131) usw. Die Besteller waren nicht nur Ungarn, sondern Deutsche, Tschechen, Polen und Türken, meist Adelige, die einander auf dem Kriegssplatz mehr infolge religiöser als nationaler Streitigkeiten begegneten. Ihr Geschmack war die herrschende ottomanische und venezianische Mode, deren Vermittler der ungarische Schauplatz war, wo die Weltmächte der Zeit rangen. Die Ornamentik einer der teuersten Waren des 16. und 17. Jhs., der Majolika, wurde von Adel diktiert und

durch die Meisterhand der Glaubensflüchtlinge ausgeführt. Während späterer, friedlicherer, Zeiten schlüpften Handwerker in die alte Heimat zurück, nach Salzburg, nach Mähren usw., wodurch eine gegenseitige Befruchtung der Volkskunst entstand. Dies hätte aber nicht zum Irrtum führen dürfen, daß etwa 9 Objekte unter die Habanergefäße gezählt werden, die eher zu Salzburg, Hanau und Frankfurt a. M. gehören (S. 86, 100, 101, 111, 148, 155, 169, 179). Der Verf. vermied die Frage der Salzburger Exulanten in Siebenbürgen, der sogenannten Ländler, die sich im 18. Jh. mit den Wiedertäufern vereinigten, insofern sind seine Ausführungen über sächsische Sgraffittoware sowie über die rätselhaften marmorierten Krüge und Teller nicht endgültig.

Trotz Ärgernisse und Enttäuschungen haben wir endlich Illustrationen vor und wir können die edlen, altertümlichen Formen, die prächtigen Scharf-feuerfarben, die wunderliche Pflanzenwelt, die Zunftzeichen und die Pietät der Habanerkunst genießen. Wir erkennen die Maiglöckchen Berns, die Wald-fauna Tirols, die Bildchen von Burgen Österreichs und Ungarns, die Schafe und Hirtenwelt Mährens, die Krebse und Störche des Neusiedlersees, vereint mit Nelken und Tulpen der Türken, datiert mit den Jahreszahlen der ungarischen Siege, mit Inschriften in der in Ungarn üblichen lateinischen Schreibweise. Wie die Schraubflasche mit habanischen Namen Schetterle und Dittl von 1620 (S. 13) beweist, ist die deutsche Sprache der Habaner ein philologisches Unikum: DRINCK AINMAL VNT DRINCK ZWAIMAL VND GEDRINCK TREIMAL VND SCHVE GELT TAS MAN DICH FIR KANEN SCHMARVZER HELT. Auch ihre Handwerkskunst in Ungarn ist eine einzigartige Mischung von Kulturgütern ihrer Umgebung. Der Krug von 1746 (S. 166), auf dem ein ungarischer Husar einen Türken verfolgt, drückt plastisch die martialische Gemütlichkeit der Zeit aus: NIX PARDON NEBANC NEFI PAITASS MAIT ADOK NECHJE POKOJ MEDZI VANI (Nincs pardon. Ne bánts. Ne félj pajtás, majd adok nekie. Pokolra mégy zsvány... Kein Pardon, ich werd' Dir schon geben...).

Maria H. Krisztinkovich

Vancouver, Canada

Szigeti, K. *Orgelbaugeschichte der Stadt Kőszeg (Güns)*, in: *Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae* 16(1974) S. 206—240.

Kőszeg (Güns) geht auf eine Burggründung König Belas IV. um die Mitte des 13. Jhs. zurück. Nach der Beendigung der Türkenkriege setzte zu Beginn des 18. Jhs. eine rege deutsche Einwanderungswelle ein, in deren Gefolge sich auch deutsche Künstler in der Stadt ansiedelten. Die mit zahlreichen Abbildungen versehene Darstellung der Orgelbaugeschichte einer einzelnen ungarischen Stadt läßt demnach interessante Rückschlüsse auf das Wirken des deutschen Elements — die Orgelbaumeister stammten überwiegend aus dem süddeutschen-österreichischen Raum — zu. Hinweise auf Parallelbauten in anderen Landesteilen sowie ausführliche Orgeldispositionen ergänzen die sehr detailreiche Arbeit.

Fritz Hartmannsgruber

Regensburg

Tari, Lujza *Die instrumentale Volksmusik im ungarischen Begräbnisritus*, in: *Studia Musicologica Academiae Scientiarum Hungaricae* 16(1974) S. 55—87.

Unter Verwendung zahlreicher Musikbeispiele sowie gestützt auf deren Analyse und Vergleich macht Tari den Versuch, die Rolle der Instrumentalmusik in der ungarischen Begräbniszeremonie zu typisieren. Sie kommt zu dem durch reiche Quellenbelege bis in die Neuzeit herauf gestützten Ergebnis, daß das Phänomen der Musik auf dem Friedhof — meist heitere Melodien oder Lieblingsweisen des Verstorbenen, oft sogar Tanz — keine spezifisch ungarische Eigenart ist, sondern eine die ethnischen Grenzen weit überschreitende Erscheinung (S. 85). Verschiedene rumänische und bulgarische Notenbeispiele unterstützen die Schlußthese, daß der musikalische Inhalt der Begräbnislieder in seinen archaischen Elementen „immer wieder auf unsere orientalische Vergangenheit und auf unsere uralte Verbindung mit anderen Völkern“ hinweise (S. 86).

Fritz Hartmannsgruber

Regensburg

Szilágyi, A. *Die Monstranz von Jahrendorf. Ein hervorragendes Denkmal der spätgotischen Goldschmiedekunst Ungarns*, in: *Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae* 20(1974) S. 173—197.

In dem reich bebilderten Beitrag wird ausführlich die heute in der Domschatzkammer zu Raab befindliche Monstranz aus Jahrendorf (Németjárdfalva) (Burgenland) beschrieben. Der gotische Charakter dieses 99 cm hohen Kunstwerks wurde durch die Zutaten aus späterer Zeit nicht beeinträchtigt. Über den Herstellungsort sowie darüber, wann und auf welche Weise die Monstranz nach Jahrendorf gekommen ist, liegen keine Angaben vor, von dem einzigen Hinweis abgesehen, daß sie sich 1784 im Klarissinen-Kloster zu Preßburg befunden hat. Durch eine Analyse ihrer Bestandteile (Figuren, Geflechte u. s. w.) sowie durch einen umfassenden Vergleich mit ähnlichen, in ihrer Herkunft gesicherten Werken stellt der Verf. folgende These auf: „Ein erheblicher Teil jener Goldschmiedearbeiten, die mit der Monstranz in Verbindung gebracht wurden, stammt aus Oberungarn und Siebenbürgen. Aufgrund dieser Werke und angesichts der ähnlichen Ausgestaltung einzelner Teile der Monstranzen von Agram und Gran kann angenommen werden, daß die Werkstatt, aus der unsere Monstranz hervorgegangen ist, auf dem mittelalterlichen Gebiet Ungarns tätig war“ (S. 192). Zahlreiche Stilelemente weisen u. a. nach Nürnberg hin. Der Verf. unterstreicht in diesem Zusammenhang die kunst-, kultur- und auch handelsgeschichtlich bedeutsame Beobachtung, daß rege einschlägige Querverbindungen zwischen Mitteleuropa und den Ländern der Stephanskronen bestanden haben. „Aus all diesen Überlegungen heraus müssen wir die Jahrendorfer Monstranz einer charakteristisch an der mitteleuropäischen Goldschmiedekunst geschulten Werkstatt zuschreiben“ (S. 193).

Ekkehard Völkl

Regensburg

Csapodi, Csaba A. „*Magyar Codexek*“ *elnevezésü gyűjtemény* (K 31-K 114) [Die Sammlung „Ungarische Codices“]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Könyvtára 1973. 133 S. = A Magyar Tudományos Akadémia Könyvtára Kézirattárának Katalógusai. *Catalogi Collectionis Manuscriptorum Bibliothecae Academiae Scientiarum Hungaricae* 5.

Im Jahre 1950 wurde die älteste, die ungarischen Sprach- und Literaturdenkmäler (15.—19. Jh.) enthaltende Sammlung der Handschriftenabteilung der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften neu geordnet und chronologisch unter den Signaturen K 31 — K 114 aufgestellt. Der vorliegende, mit einer deutschen Zusammenfassung versehene Band ist der ausführliche Katalog der Sammlung aus der bewährten Feder des Leiters der Handschriftenabteilung.

Ladislau Buzás

München

Holl, Béla *A kétszáz éves váci könyv (1777—1972)* [Das zweihundertjährige Vácer Buch]. Budapest: Magyar Helikon 1973. 124 S. = Magyar tipográfia 4.

Der vierte Band der zur Fünfhundertjahrfeier des ungarischen Buchdrucks erscheinenden Serie behandelt die wechselvolle Geschichte der ältesten Buchdruckerei der kleinen Bischofsstadt Vác (Waitzen). Obwohl das Buch außerordentlich reich und gut illustriert ist, bietet es doch keinen Beitrag zur Geschichte der ungarischen Typographie, wie der Titel es vermuten läßt, sondern stellt die Wirkungsgeschichte des Buchdrucks im Kultur-, Bildungs- und Wirtschaftsleben der Stadt dar.

Ladislau Buzás

München

Vardy, Agnes Huszar *A Study in Austrian Romanticism: Hungarian Influences in Lenau's Poetry*. Buffalo, New York: Hungarian Cultural Foundation 1974. 173 S.

Eine amerikanische Literaturwissenschaftlerin ungarischer Herkunft hat sich mit einem deutsch-ungarischen Schriftsteller des 19. Jhs. beschäftigt: Wie sind in der Dichtung Nikolaus Lenaus (1802—1850) Eindrücke der ungarischen Jugendjahre gestaltet? Ihre Antwort: Lenau hat in seinen Gedichten ein romantisiertes, „exotisches“ Ungarn-Bild entworfen, wie es in Klischeevorstellungen noch bis zur Gegenwart nachgewirkt hat. Dieses Bild ist gleichermaßen soziologisch unzutreffend (Tokaier trinkende Husaren und geigende Zigeuner waren auch zu Lenaus Zeiten nicht repräsentativ) wie poetisch anziehend: die Entdeckung der Puszta-Landschaft und der Zigeuner-Mentalität als literarische Themen ist Lenau zuzuschreiben. Armut und Außenseitertum dieser Randgruppen wurden dadurch bewußt gemacht — wie weit in diesen Gedichten aus der Vormärz-Zeit auch politische Stellungnahme enthalten ist, kann kaum eindeutig geklärt werden.

Im Hauptteil ihrer Untersuchung interpretiert die Verf. Lenaus „ungarische“ Gedichte unter thematisch ordnenden Aspekten: Puszta — Musik — Genrebilder (Zigeuner, Räuber). Das Buch ist sehr ansprechend gestaltet: eine historische Einführung ins ‚Zeitalter der Romantik‘ (von Steven Bela Vardy), biographische Informationen und zeitgenössische Illustrationen sowie ein Textanhang der besprochenen Lenau-Gedichte ermöglichen auch einem Leser ohne literarische Spezialkenntnisse eine gut verständliche Lektüre.

Ohne hier auf literaturwissenschaftliche Detailfragen einzugehen, wäre als Kritik anzumerken, daß die Verf. ihr Thema zu eng eingegrenzt hat. Als

Kennerin der österreichisch-ungarischen Literatur des 19. Jhs. — sie promovierte über Karl Beck — sollte Vardy das von ihr selbst beschriebene Phänomen der deutschsprachigen Autoren, die ihr Selbstverständnis aus ungarischer Tradition herleiteten und zum Zeichen dafür ihre Namen magyarisierten (cf. S. 50, 126), weiter durchdenken. Die gängige Vorstellung vom erwachenden Nationalbewußtsein wird diesem Phänomen nicht gerecht; auch eine Apostrophierung als literarische Mode wäre unzulänglich. Rückbesinnung auf die eigene Geschichte und Tradition als zentraler Ansatz romantischen Denkens drang erst in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jhs. bis in die Provinzen des Habsburger Reiches. Wie dieses Denken — zufällig oder beabsichtigt — mit nationalpolitischen Zeitströmungen zusammentraf, welches Bewußtsein die genannten deutsch-ungarischen Autoren zum Ausdruck brachten, das wäre weitere Untersuchungen wert.

Als Vermittler solchen romantischen Denkens, das „Volk“ seiner Heimat neu verstehend, kann L e n a u literaturgeschichtlich eingeordnet werden. Dann rückt auch das vielleicht berühmteste seiner Gedichte, „Die drei Zigeuner“, bei V a r d y kursorisch (S. 67—69) behandelt und als „idyllic portrayal“ und „idealized“ (S. 106) charakterisiert, wieder ins Zentrum seiner Ungarn-Dichtung.

Helga Bleckwenn

Hamburg

Ars Hungarica. A Magyar Tudományos Akadémia művészettörténeti kutatóscsoportjának közleményei. Bulletin of the Institute of Art History of the Hungarian Academy of Sciences. Budapest: Akadémiai Kiadó 1973—1975.

Die einzelnen Nummern der gegenwärtig zweimal im Jahr erscheinenden Zeitschrift gliedern sich in drei — „Studien“, „Dokumente“ und „Orientierung“ betitelte — Teile. Die Mitarbeiter des Instituts und der in Vorbereitung befindlichen großen „Ungarländischen Kunstgeschichte“ veröffentlichen Forschungsergebnisse und Dokumente, erörtern theoretische und methodische Fragen, berichten über Bücher, Tagungen, Vorträge u. ä. Die Aufmachung ist bescheiden und sparsam, erst in Nr. 1975/2 begann man Fotoaufnahmen auf Kunstdruckpapier zu reproduzieren. Um von dem mannigfaltigen Inhalt und der redaktionellen Struktur eine Vorstellung zu geben, seien hier die Themen der ersten und der letzten vorliegenden Nummer angeführt. In dem einzigen Band des Jahres 1973 dient der erste Aufsatz, Lajos Németh *Über die Interpretation des kunstgeschichtlichen Epochenbegriffes* zur Klärung eines der Grundbegriffe jeder Periodisierung. *Einige Fragen der europäischen Stellung der ungarländischen Kunst im 14.—15. Jh.* von Ernő Marosi zeugt von der Aufgeschlossenheit der jüngeren Forschergeneration für die mannigfaltigen Gesichtspunkte der modernen westlichen Kunstgeschichtsschreibung. Éva Kovács weist in *Zwei Schmuckstückarten des 13. Jahrhunderts in Ungarn* internationale Trachten- und Kunstgeschichte zu vereinen. In der Studie von Géza Galavics *Die Anfänge der Barockkunst in Győr (Raab)* werden ideen- und gesellschaftsgeschichtliche Hintergründe mit Erfolg herangezogen. Der ganze Abschnitt „Dokumente“ ist der ersten russischen Kunstaussstellung in Berlin (1922) und ihrem Echo bei der damaligen ungarischen Avantgarde gewidmet. Unter „Orientierung“ findet man drei sehr verschiedene Beiträge. Dénes Komárik legt den programmatischen Entwurf der Erforschung der romantischen Architektur in Ungarn vor, Zoltán Nagy referiert über die

sowjetischen Forschungen zur Semiotik in der bildenden Kunst, László Beke bespricht die ersten vier Bände der von dem Institut herausgegebenen Schriftenreihe „Kunsthistorische Hefte“. Nr. 1975/2 beginnt mit einem ausführlichen Nachruf auf Dénes Radocsay, Generaldirektor des Museums für Kunstgewerbe, von János Végh, anschließend findet man die Bibliographie des Verstorbenen. Von Tünde Wehli stammt die gründliche Untersuchung *Die Stellung des Kodexes Bernhards von Perugia und des Pray-Kodex in der mittelalterlichen ungarischen Buchmalerei*. Jolán Balogh veröffentlicht den 4. Teil ihrer großangelegten Studie *Steinmetzwerkstätten der Spätrenaissance*. Éva Forgách schreibt über den bekannten Kunstkritiker der zwanziger Jahre, Ernst Kállai, und den Konstruktivismus. Im Abschnitt „Dokumente“ findet man die VII. Fortsetzung der von János Kapossy begonnenen Sammlung von kunstgeschichtlichen Regesten aus den königlichen Beschlüssen und Verordnungen des 17. Jhs., sowie zwei Briefe aus dem Nachlaß des Malers Tibor Boromisza (1880—1960). Unter dem Titel „Orientierung“ lesen wir den aufschlußreichen Bericht von einer Vortragsreihe des Instituts über die Kunst des Mittelalters und der Renaissance.

In dem von der Direktorin des Instituts, Nóra Aradi, gezeichneten Vorwort zum ersten Band ist von „Werkstattarbeit“ und „Werkstattberichten“ die Rede. Die Bezeichnung ist zutreffend und erklärt die keineswegs aufwendige Ausstattung. Das Titelblatt mit dem englischen Untertitel, das englische Inhaltsverzeichnis und die meist deutschsprachigen Zusammenfassungen der Aufsätze beweisen aber, daß die Publikation auch für das Ausland bestimmt ist. Im Jahre 1974 erschien sogar ein ganz fremdsprachiger Ergänzungsband: „Das Kunsthandwerk Mittel- und Osteuropas in der Aufklärungszeit. Forschungsprobleme des Interieurs und der Möbelkunst“. Er enthält die Referate einer im Oktober 1973 im Institut abgehaltenen „Arbeitskonferenz“. Wer sich ernstlich für ungarische kunstgeschichtliche Forschung interessiert und auf dem laufenden sein will, wird die „Ars Hungarica“ nicht entbehren können.

Thomas von Bogyay

München

A Magyar és a Román Történettudomány Negyedszázados fejlődése [Hrsg.] Dániel Csatári [Ein Vierteljahrhundert Entwicklung der ungarisch-rumänischen Geschichtswissenschaft]. Budapest: Akadémiai Kiadó 1974. 110 S.

Es handelt sich um den Bericht über einen Kongreß (1.—5. Juni 1971) der gemischten ungarisch-rumänischen Geschichtskommission. Diese 1970 in Bukarest gegründete Kommission sieht ihre Hauptaufgabe darin, die Ergebnisse der ungarischen und rumänischen Geschichtsschreibung bekanntzugeben.

Zsigmond Pál Pach zeigt in seinem Vortrag 25 Jahre ungarischer Geschichtsforschung auf. Er geht aus von der Forschung über die „feudale Zeit“, die Reform-Ära und die bürgerliche Revolution, zeigt die erste Periode der kapitalistischen Formation auf, geht über auf die Geschichte der Arbeiterklasse in den Jahren 1918/1919, die „Zeit der Konterrevolution“ und die darauf folgende Zeit bis 1945, die ebenfalls als „Zeit der Konterrevolution“ bezeichnet wird. Das nächste Kapitel: der zweite Weltkrieg. Der Vortragende bekennt, daß die Forschung über den 2. Weltkrieg in Ungarn gegenüber der westlichen Geschichtsforschung mit Verspätung begann. Er analysiert die wirtschaftliche, diplomatische und militärische Geschichte des 2. Weltkrieges. Zu den bisherigen

Werken, die bereits Bibliotheken füllen, erscheinen nunmehr auch ungarische Bücher. Die Historiker versuchten mit marxistischen Methoden die Politiker des 2. Weltkrieges zu widerlegen, die später ihre Memoiren schrieben. Aber diese neuen Werke berichtigen auch die in ihren Kreisen verbreiteten schematischen Vorstellungen, daß zwar alle ungarischen Regierungen Sowjetgegner waren, aber deshalb keine Marionetten Hitlers, daß sie vielmehr versuchten, ihre eigenen Wege und Absichten zu verfolgen. Drittes Kapitel: „Befreiung“ durch die sowjetische Armee 1945, sozialistische Umformung und weitere Entwicklung. Die Forschung beschäftigt sich mit den Jahren 1945 bis 1948. Darauf folgt die „Konterrevolution“ von 1956. Die dazwischenliegenden acht Jahre Stalinismus unter Rákosi und Personenkult werden übergangen. Viertes Kapitel: Die neue Geschichtsforschung, die veränderte Anschauung der Geschichte und die thematische Entwicklung.

Es folgt eine Auswahl aus der in Ungarn im Jahre 1971 erschienenen Fachliteratur, sowie ein kurzer Beitrag von András Mocsy über die ungarische archäologische Forschung, besonders die Römer und Awaren betreffend, und ein Überblick über die Völkerwanderung. Ágnes Szabó schreibt über die Probleme der Geschichtsforschung der Arbeiterbewegung.

Sieben rumänische Forscher, darunter ein ungarischer Name, Lajos Demeny, berichten in langen Vorträgen über die rumänische Geschichtsforschung innerhalb der letzten zehn Jahre. Sie zeigen Ergebnisse und skizzieren Zukunftspläne. Die Wissenschaftler beider Länder haben das gemeinsame Bestreben, die vor dem 2. Weltkrieg ihrer Meinung nach falsch betriebene Nationalitäten-Politik zu enthüllen (ohne auf die heute noch weiter schwelenden Nationalitätenprobleme in Siebenbürgen einzugehen). Daneben wollen sie die in den 50er Jahren entstandenen Verschiebungen der historischen Meinungen abbauen und die entsprechende Geschichtsschreibung berichtigen. Bei der Durchführung dieser Pläne zeigen die Forscher den einzigen Weg: die marxistische Methode. Über eine bisherige Zusammenarbeit der Kommission in der Geschichtsforschung beider Länder wird nichts gesagt.

Georg von Kern

München

ETYMOLOGIE UND SPRACHGESCHICHTE

Kiss, L. *Slawistik und die ungarische Sprachwissenschaft*, in: *Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae* 20(1974) S. 1—11.

Kiss weist zunächst auf die heute noch gültigen grundlegenden Abhandlungen von Franz Miklosich *Die slavischen Elemente im Magyarischen* (1871) und von Oszkar Asboth *Slawentum in der ungarischen christlichen Terminologie* (1884) hin und versucht dann, die Etymologie einiger ungarischer Wörter und Ortsnamen als Entlehnungen oder Lehnübersetzungen aus dem Slavischen zu erklären. Es geht um barkács „Bastler“, barkácsol „basteln“, das er auf ein erschlossenes slowakisches Substantiv zberkač „Sammler, Leser“ zurückführt, rénye „Rührei“ zu slovenisch cvrenje „Braten“, um den Spottnamen für die ungarischen Anhänger des Wiener Hofes im 19. Jh. pécsovics zum